

Uebersicht: Albanesische Studien. II. — Gerard de Nerval. (Reisezug.) — Literatur und bildende Kunst. — Miscellen.

Albanesische Studien*).

Von Dr. Jur. Johann Georg von Sahn.
Wien, 1853.

II.

Bei solchen Feiern Ihres Blattes, denen die Wandelskala der öffentlichen Fonds und der Serial-Mathematik Menschlicher Beobachtungswerte in der Politik des Tages noch nicht das Höchste und Letzte ist, wird es über die letzten einer unmittelbaren Beforderung des von Ihnen geschätzten vorangehenden Bezeichnung meines Standpunktes zur byzantinischen Sache keiner langen Entschuldigung bedürfen. Es war die nötige Voreinrichtung und gleichsam das Programm zu einer Reihe von Schlussfäden, welche bescheiden und rücksichtslos, aber fliegend und fragmentarisch, wie es meine Gewohnheit ist, unter dem Schirm Ihres ungeschlossenen publicistischen Organs die öffentliche Meinung des Occidentals nach Kraft und Vermögen berathen, und in der größten Angelegenheit des Tages an die Stelle unbefugter Phantasien und krankhafter Staats-Ideen nützlichen Sinn und wahrheitsgetreue Bilder setzen sollen.

Die reichste Quelle von Irrthum und Täuschung war die selbst heute noch nicht in allen Gemüthern überwandene Vorstellung, daß mit Ausnahme des in und um Stambul zusammengebrängten Haufens weiland mächtiger, jetzt aber entvölkert und allzeit christenfeindlichen Osmanen, wo nicht im ganzen Umfang, doch sicherlich in den europäischen Provinzen des byzantinischen Sultanats, eine compacte, von einem und demselben Geist befehlerte, in Blut und Sprache homogene und in ihren Rechten tief gekränkte hellenische Nationalität der Verdrängung des unwürdigen Knechtschaft entgegenbare. Man hat in Europa den Trost des anatolischen Kirchen-Neu-Nachismus als Symbol nationaler Einheit angesehen, und die ersten in Deutschland aufstehenden Reizten, daß selbst innerhalb der engagierten Marken und im Schoße der ärmlichen Bevölkerung des hellenischen Königreichs noch barbarische, in Haus und Familie nicht griechisch redende Völkersämme seien, gar seiner Aufmerksamkeit gewürdigt. Zu Athen und Attika, meinte man, können ja doch offenbar nur Aegypten und Äthiopien im Aegypten und Äthiopien gewiß nur arabisches und äthiopisches und islamische Nomadenleben, gleichwie der Jähmoss von Korinth ohne das lustige Leben und ohne die wichtigen Gefahren des peloponnesischen Krieges gar nicht denkbar sei.

Gästen sich aber die Bedenken und wurde von allen Seiten der wiederholt angebeutet, man rede in verschiedenen Gegenden des hellenischen Königreichs ein Idiom, welches nicht einmal mit der verborrenen Volkssprache der byzantinischen Griechen eine Ähnlichkeit habe, so tröstete man sich noch immer mit dem Gedanken, es sei dieses fremd klingende „Albanische“ Idiom am Ende doch nur, wie einst das Jonische, das Dorische und das Aeolische im alten Griechenland, ein besonderer, noch nicht gekannter Dialekt der gemeinsamen Ursprache, wie man denn ja auch im lieben Deutschland nicht überall bloß altsächsisch, sondern auch schwäbisch, sächsisch, oberrheinisch und alemannisch rede. Aus Ägypten und Keate über diesen albanischen Dialekt nähere Kunde zu schöpfen, hat kein Völkerelement den Versuch gefühlt. Inzest mußte man freilich eingestehen, daß zwei auf griechischem Boden stehende Völkersämme, von welchen der eine z. B. das deutsche Verbum „ich bedecke“ mit *kolatras*, der andere aber mit „*mbuloj*“ ausdrückt, das gemeine Kennwort „Wißbägel“ aber der eine *degnu-quebrun*, der andere „*brek brotelimes*“ nenne, wesentlich verschiedener Natur seien und nichts mit einander gemein haben; doch hörte der Widerstand noch nicht auf. Es gab sogar Gelehrte, welche zwischen dem hellenischen *αγορας γλωσσας* (Züßberger) und dem albanischen *buk e ombje* nichts Unähnliches erkannten. Die Klügern beruhigten sich mit dem Gedanken, daß, wenn auch in Griechenland mancher Distrikt an die fremdbredenden Albanesen verloren gegangen, doch wenigstens im Herz- und Lebenspunkte der alt-hellenischen Rasse, in der kleinen, kaum 44 Quadratmeilen fassenden Landschaft Attika, Sprache, Blut, Will, Kunstsinn und „Marathon-machen“ in grader Fortdauer bis auf den heutigen Tag gerettet seien. Es hat ja doch dieses kleine Attika, wie Herr v. Passauz schon früher einmal eben so wohl als freisinnig bemerkte, mit seiner geringen Bürgerzahl in der Blüthezeit für die Vererbung des menschlichen Geistes unendlich mehr gethan, als das große Griechenland mit seiner colossalen Macht.

Denke man sich nun die Verblüfftheit und den Schmerz dieser großentheils wohlmeinenden, ungenüßigen und gelehrten Schwärmer, wenn

jetzt nicht mehr zu leugnen ist, daß wirklich in den meisten Provinzen Griechenlands, am entschiedensten und am durchgreifendsten aber in ihrem Lieblinglande, im feinsinnigsten und geistreichsten Attika, die Bevölkerung mit unerheblichen Ausnahmen bis zu dieser Stunde noch ganz und gar aus diesen barbarischen „*mbuloj*“ und „*brek brotelimes*“ bestete, und daß die alte jüdische Bevölkerung so vollständig verschwunden sei, daß selbst die Bürger des Hauptorts Athen, dessen gräßliche Bevölkerung erst seit Errichtung des Königreichs von allen Belagerten zusammengezogen ist, vor wenigen Decennien noch in der Mehrzahl albanesisch sprachen, und daß sogar jetzt noch, trotz Unvorsicht und hellenischen Regiment, ein ganzes Stadtviertel der Residenz den barbarischen Dialect der toskischen Albanesen behalten habe!). Nicht genug, daß Attika albanesisch ist, haben sich die „*mbuloj*“ auch über die um Attika herum liegenden Provinzen und Gilende, das ist über die edelsten Theile Altgriechenlands massenhaft ergossen. Böotien und Megaris mit Salamis, Süd-Euböa, die nördliche Hälfte von Andros, ganz Argolis nebst Peros, alle Dörfer und Flecken auf dem Jähmoss von Korinth, mit einem großen Theile von Adonia und dem nord-arabischen Gebirge sind noch jetzt von Albanesen bewohnt. Nur Karyae auf Euböa und Nauplia in Argolis reden griechisch. In dem Städtchen Nagara dagegen, in Drepe, in Korinth und Argos ist die Bevölkerung wie in der Stadt Athen aus Griechen und Albanesen gemischt.

Wie es in den übrigen Theilen Griechenlands zur Zeit der albanesischen Einwanderung bestellt war, und zum Theil noch heute ist, wird sich weiter unten zeigen. Genug, keine Provinz des heutigen Königreichs blieb von den Ueberbliebenen verschont, und namentlich war zum Beginn des sechzehnten Jahrhunderts, wo man nach Ghalkenblas ausdrücklich Verifikation in der Maina noch „*farmatisch*“ sprach, ja bis zum ersten von den Russen angefangenen Aufstande im Jahre 1769, von der Morra-Bevölkerung noch die ganze eine Hälfte albanesisch, die andere aber ein Gemisch aus griechischen Stämmen und kleinasiatischen Colonisten, was hier nicht zum ersten Mal erinnert wird. Giegentlich albanesisches Volksthum aber fließt, wie man erst jetzt allmählich zu erkennen beginnt, auf den beiden Inseln Hydra und Spezzia, wo man über Reinhaltung des Nationalgeistes so eifrig wacht, daß seine vom Haufe aus griechisch und albanesisch abgeleitete Zählweise auf ihrem Boden geduldet wird?).

Hydra und Spezzia sind gewissermaßen das Hauptquartier, der Sitz, der Hört des National-Palladiums, der Seemacht, und des allen Albanesen angebomen, unantastbaren Triebes nach Freiheit, nach Herrschaft und Wohl. Wunderlich sich unter solchen Umständen noch Jemand, daß zur Zeit des großen Kampfes auf der Insurgenten-Flotte fast ausschließlich „*mbuloj*“ und „*brek brotelimes*“, d. i. albanesisch gesprochen wurde, und daß sich in der schönen, marmarreichen Stadt der Hybrien die mit Colonnaten angefüllten Gärten nur in der Vorausacht öffneten, das reiche und sechsmalige Gilende wurde durch sein Geld und seinen Fledermuth errittener Freiheit an die Spitze der griechischen Dinge kommen? Es sollte nicht etwa nur Herr und Flotte, es sollte im freien Griechenland auch das Regiment albanesisch werden. Es gehörte ja auch bei den Insurgentenbänden des Fiedlandes in der Hauptstadt Alles, was Unerkordlichkeit mit nachhaltigem Muth besaß, und nicht gleich nach Verdampfung des ersten Strobfen-Enthusiasmus auseinanderlief — es gehörten namentlich die heldenmüthigen Sultaten mit ihren rühmbedeckten Fühnern, Bogaris und Kara-Josakis (Schwarz-Jahen), den Albanesen von Spiras an.

Mittheilung wird der Aufstand ein „hellenischer“ genannt; es war ganz die That der zwar anatolisch gläubigen, aber auf griechischem Boden nicht einheimischen Albanesen-Race. König Otto sitzt mitten unter Albanesen und hat, wenn etwa der „hellenische“ Anarchismus im Sturm wieder verschwinden sollte, als Nachfolger der drei Nationalhelden Perikles, Stambek und Ali von Lepelen die volle Verechtigung auf den bedeutungsvollen Titel eines *Barakis*, *imr Aspasos*.

Sonderbar bleibt es immer, daß man im gebildeten Europa das Dasein eines zahlreichen ungrüchischen Volkes auf dem Boden von Hellas bis zu dieser Stunde gewissermaßen ignoriert, und daß es selbst großen Gelehrten begegnen konnte, jaßelung in New-Athen zu leben und gelehrte

*) Wenige Jahre vor dem Ausbruch der griechischen Insurrection (1815) wohnten in Athen außer der mohammedanischen Bürgerzahl noch 7000 Christen, von welchen nach Roussaville, 4000 Albanesen und 3000 Griechen waren.
*) Alban. Stud. I. 92 und 223.
*) Alban. Stud. I. 233.

*) Siehe Nr. 1 und 2 der Beilage zur „Donau“ (Januar 1855).

Reisen durch Afrika zu machen, ohne auch nur im geringsten zu ahnen, daß die Bewohner der atlantischen Endhälfte in Sans und Familie eine Sprache reden, welche mit der griechischen keine größere Ähnlichkeit hat, als das Plattdeutsche der Dietsmannen mit einer Rede des Vrietrats!

Indessen war die Sache in gewissen Schriften, die man nicht mehr zu nennen braucht, auf die Autorität der Erzähler und der Kesselfischen Forderungen hin, schon vor mehr als zwanzig Jahren, zwar nicht so erschöpfend gelehrt, wie es jetzt im Ende des Herrn von Hahn zu lesen ist, aber doch mit ausreichender Klarheit und auch nicht ohne gehörigen Nachdruck zur Sprache gebracht; aber Niemand wollte etwas von nichtellenischen Volksnamen in Afrika, in Argos, in Kleasien, in Marathon und nun vollends gar auf Sydena wissen. Man hat überhaupt noch gar keine Vorstellung, was eigentlich ein Albanese sei, und das Wort verbräutete und verlang in Deutschland unbekannt. Das Ohr des lesenden Publicums war in der griechischen Sache damals noch jeder Belehrung, jeder bessern Uebersetzung, jeder Vermittlung seines Hellenenwahnns verschlossen. Das Dogma verhielt vor aller Augen die Nationalität. In S. 611, 612, meinten sie, können ja doch nur Hellenen wohnen, und in jedem „eichenen Tischbühl“ des albanesischen Stadtheils von Athen saßen sie ein Modell für die Giebel-Kelter des Parthenon. Jetzt freilich ist die Schwärmmerei gedämpft, und man fängt zu prüfen an. Sollte aber die Uebersetzung Griechenlands durch die höchst unellenische Albaniten-Race noch irgendwo gelangen werden, so muß die Autorität des Sabatini'schen Wortes selbst den hartnäckigen und letzten Einspruch zum Schweigen bringen. Der Fragmentist hat zweifaches Interesse, die Doctrin des Hahn'schen Buches in das gehörige Licht zu stellen, weil seine eigene Uebers ihre Bekämpfung und eine solide wissenschaftliche Unterlage erst durch diese Schrift erhält. (Fortsetzung folgt.)

Gerard de Nerval.

(Hefeloge)

Paris, Ende Januar.

2 Die rue de la vieille lanterne ist, wie schon ihr Meier Name ertönen ließe, eine enge finstere Straße in einem der ärmlichen Quartiere von Paris. Sie befindet sich im Herzen von Paris in jenem Labyrinth von Gäßchen, welches den Raum zwischen den Centralhallen und dem Canal zwischen dem Stadthause und der place du Châtelet einnimmt. In diesem Stadtheile gibt es eigentlich keine Einwohner. Am Tage ist Alles öde und leer, schwermüthig und unheimlich, und nur Morgens und Abends beläuft sich diese zahllosen Schlafpforten. Wo die Kesselfischer, Kesselfischer, Schlafpforten, Seewanderer in 2. 10. für geringes Geld ihre Nacht zubringen. In dieser Straße fand eine Patrouille der Stadtpolizei am 26. Januar Morgens einen Mann, der sich mit seinem Galtschuh an den Gitter einer Kellerthür aufgehängt hatte. Seine elche, obgleich weißen Gefäßszüge, seine Kleidung, Alles zeigte der Patrouille, daß dieser Mann kein Bewohner des Stadtheils sei, wo sie ihn fand. Der arme Todte trug nichts bei sich, was seine Identität contrahirte hätte und mußte daher auf die nahe Morgue gebracht werden. Dort wurde er bald erkannt, und wenige Stunden darauf war in den literarischen Kreisen von Paris von nichts Anderem die Rede, als von dem traurigen Ende des Dichters Gerard de Nerval.

In Deutschland ist der Name dieses Schriftstellers, welcher zu der kleinen Anzahl wahrer Poeten der heutigen französischen Literatur gehört, weniger bekannt, auch würden wir es nicht unternehmen, einen kurzen Abriss seines Lebens und Wirkens zu geben, wenn Gerard de Nerval nicht in gleichem Maße auf die Anerkennung Deutschlands Anspruch machen könnte. Er war ein inniger Verehrer der deutschen Literatur und Dichtung und trug durch seine vortheilhaften Uebersetzungen deutscher Meisterwerke nicht wenig dazu bei, daß man heute in Frankreich mit deutscher Literatur und Wissenschaft bekannt ist, und dem deutschen Geiste jene Achtung zollt, die ihm gebührt. Gerard de Nerval war übrigens in seinem Leben wesentlich mehr Deutscher als Franzose. Still, bescheiden, tiefsinnig, erinnert er sich in seinem Denken und Wandel an jene bühnen Gedenkmengen in unserer Literatur, welche die Kraftlosigkeit, Jenseitsheit und den Schmerz eines Geisteslebens an sich darstellen. Der Gerard de Nerval mit ihrem Auge, steigendem Haar, oft im Bettelgewand durch die Straßen von Paris wandelnd, manchmal hie und da und mit dem Bleistift in seinem Munde schreiben, dann wieder hastig weiterrennen sah, wie erinnerte sich da nicht an Hölderlin!

Gerard de Nerval war 1808 in Paris geboren. Sein Vater war Officier und folgte den napoleonischen Akten auf alle Schlachtfelder von Europa. Der kleine Gerard wuchs, während sein Vater kämpfte, auf dem Lande auf, und nach dem Sturze des Kaiserreichs erst lebte er in das Vaterland zurück. Seine Mutter war inwäsenden geliehen und der Vater widmete sich ganz der Erziehung seines Sohnes. Ein langer Aufenthalt in Deutschland und Italien bot dem Vater Gelegenheit, sich die Kenntnis frem-

der Sprachen anzueignen. Zwei Jahre nach der Rückkehr seines Vaters sprach Gerard verschiedene Sprachen. Bald darauf machte er seine Studien. In einer Novelle, welche vor nicht langer Zeit in der Revue des deux mondes unter dem Titel „Solvie“ erschienen ist, erzählt Gerard den Grund, den ein Mädchen auf ihn gemacht, als er einmal seine Vancuzen bei seinem Onkel in Gremoneville zubrachte. Dieser Grund war tief und generally und entschied über Gerard's ganzes Leben. Diejenige, welche er Solvie nennt, war aus einer alten Familie und wurde im Kloster erzogen, für das sie eigentlich bestimmt war. Gerard sah sie erst als Mann unter andern Verhältnissen wieder, aber sie war das Bild geworden, welches ihm unaussprechlich verschwebte und dessen Erinnerung ihm nach und nach zur Last wurde. Er versenkte sich, um sich zu zerstreuen, in das Studium der deutschen Literatur, und nach war er nicht 20 Jahre alt, als er seine Uebersetzung des Goethe'schen „Faust“ veröffentlichte, welche noch heute als eine der besten dieses unübersehbaren Meisterwerkes gilt. Der Biograph Gerard de Nervals, Herr Eugene de Mirceur, will aus dem Munde Nervals wissen, daß Goethe sich im Jahre 1827 über diese Uebersetzung seines „Faust“ ins Französische höchst lebhaft ausgesprochen habe. „Diese Uebersetzung“, soll Goethe zu Gernemann gesagt haben, „ist ein wahres Symphonie, und ihr Verfaßter ist auf dem Wege, einer der reinsten und elegantesten Schriftsteller Frankreichs zu werden.“ Ob diese Anekdote wahr oder falsch ist, können wir nicht entscheiden; jedenfalls hat sich die Prophezeiung Goethe's erfüllt.

Der größte Stolz des so bescheidenen Gerard de Nerval war ein Schreiben, welches Goethe bei Gelegenheit seiner Faust-Uebersetzung an ihn richtete, das ebenfalls die Vortrefflichkeit seiner Arbeit bewies. „Ich habe mich nie so gut verstanden, als indem ich Sie las.“ schrieb ihm der große Delfing in jenem Briefe, den Gerard wie eine Reliquie aufbewahrte. Von dieser Zeit an beginnt das originale poetische und bewegte Schriftstellerleben Nervals. Er veröffentlichte im Mercure de France Uebersetzungen deutscher Dichter, poetische Versuche, Novellen, und hatte eben eine nicht unbedeutende Gistschaft gemacht, als er in einer Primadonna der Oper eines Tages seine Solvie erkannte. Die Flammen einer Leidenschaft veranlaßte, die ihn verzehren sollte, suchte er dem überwältigenden Einflusse eines ersten Augenblicks zu entziehen und unterwarf ihm eine erste Reise nach Italien. Er besuchte Savoyen, die Lombardie, Venedig, und lebte aber Neapel nach Frankreich zurück, wobei ihn eine geheime Gewalt zurückzog. In glücklichen ängstlichen und inneren Verhältnissen lebend, entwickelte sich bei ganzem Eigenthümlichkeit seines Geistes und Charakters. Damals erschien das Buch „Die Nerven“ (Nerval), wie er später unter dem Titel „die Leichter des Jenseits“ herausgab; er schrieb außerdem ein Drama: „der Alchymist“, welches Glück machte und mehrere Uebersetzte. Sein nicht unbeträchtliches Vermögen schwand nach und nach unter dem Einflusse seiner Verhältnisse für Aristokraten und Curie. Er war ein romantischer Alchymist und in beständiger Verber mit den unzähligen marchands du brie à base von Paris. Ihm war nichts zu theuer, er versagte sich seine künstlerische Poesie, er selbst irte obdachlos Monate lang umher, während er 4 und oft mehr Mansarden gemietet hatte, um seine Schätze aufzubewahren, mit denen er übrigens seine Arzunde ab das freigelegte besaßte. Seine Manie ging in dieser Hinsicht so weit, daß er im Stande war, seinen Kopf gegen eine antike Camer einzutauchen. In seiner Wohnung, wo er selten schlief, stand sein Lieblingscousineum, ein riesiges gothisches Bett von Eisenholz, welches von oben bis unten mit Schnitzwerk geziert war und in dem die Margaretha von Valois im Jahre 1519 im Schlosse zu Tours erschossen haben soll. Dieses Bett hatte er für 8000 Franken an sich gebracht. Uebriqens war er das perpetuum mobile.

Das Unvorhergesehene ist sein Element, sagt Mirceur von ihm, er ist, wo er kann, er schläft, wo er sich eben befindet, er arbeitet überall in den Straßen, auf den Treppen, Niemanden beachtend, allein, mitten im Gedränge, eine Zeile nach der andern niederschreibend und so, von den Vorübergehenden gestochen, an das Ende eines Bandes gelangend. So lebte er fast wie der Vogel in der Luft, schweifend, liegend in den Tag hinein, als Solvie plötzlich starb. Von dieser Zeit an ging eine tiefe Veränderung in ihm vor. Er wurde Dichter und träumerisch, sein Geist wandte sich nach Jenseits und das vielbewegte Paris wurde ihm zur Last. Da begann er zu reisen. Er besuchte ganz Deutschland, Wien, Italien, Constantinopel, Egypten, und so oft er von einer Reise zurückkehrte, brachte er irgend ein seltsames Buch mit. Sei es, daß der Anblick des heiligen Neuen auf seinen Wanderungen sein Gemüth heiterer stimmte, in seinen sehr originellen Schilderungen (Vereley, Erinnerungen an Deutschland, Reise in den Orient) finden wir auch nicht den melancholisch-mystischen Zug, der durch alle seine späteren Schriften geht. Im Jahre 1845 war er nach Frankreich zurückgekehrt, um es nicht wieder zu verlassen. Schon damals verbrachte sich das Gedächtnis, er sei wahrscheinlich Gerard verstorben und schrieb eine Reihe von Novellen, welche unter dem Titel „die Illuministen“ erschienen, und worin er zu be-

— Wallat in Brüssel malt gegenwärtig, wie wir schon neulich erwähnt, an einem großen Bild: „Die Pest in Tournai“, das einen gewaltigen Eindruck macht. Als Maler sei ihm in seiner außerordentlichen Richtung kein Preis eines neuen Meisters an die Seite zu stellen. Das Bild schreiet der Verleumdung entgegen, ist in den Darstellungen schon in Lösung gebracht und soll den Jansenisten schmeiden, in welchem alle Spuren der religiösen Schale ausbleichen werden und meist Werke, die ihres Rufes würdig sind.

Die Sammlungen zum Platen-Druckmal hat es so bedeutende Resultat geliefert, daß bereits das Modell zur Gesselschaft in Angriff genommen wird; mit der Ausfertigung desselben ist Professor Galsitz in München beauftragt. — Dagegen fehlen zu dem Platen für Albrecht T. harr, das auf Betrieb des Landes-Deponie-Collegiums in Berlin von den vereinigten Landwirthschaften errichtet werden soll und für das schon seit 1843 gesammelt wird, noch immer einige tausend Thaler. Das genannte Collegium hat die Sache jetzt auch neue in Anregung gebracht, und so hofft man vermittelst der landwirthschaftlichen Vereine in Preußen die fehlende Summe in kürzester Zeit herbeizuschaffen. Das Platen, ebenfalls in einem Standbilde bestehend, soll auf einem der öffentlichen Plätze Berlins aufgestellt werden.

— Aus Darmstadt wird der am 7. d. M. erfolgte Tod des großherzoglichen Formales Peter Wilhelm App berichtet. App hatte nach seiner Rückkehr von München und Rom, wo er mehrere Jahre zu gebracht, seine Vaterstadt Darmstadt zum bleibenden Wohnort erwählt. In seinen letzten Jahren war er für den großherzoglichen Hof vielfach beschäftigt. Er malte z. B. die Gallerie der regierenden hessischen Fürsten mit ihren Gemälden von Georg I. bis auf die neueste Zeit, und war auch noch in mehrfacher Beziehung thätig, arbeitete am und producierte der Künstler thätig. Seine herrlichen Porträts befinden sich in dem großherzoglichen Residenzschloß, und sein großes historisches Gemälde: „Die Hermannsdenkmal“, hat in einem der Säle des großherzoglichen Palais einen Platz erhalten. In München hatte App unter des berühmten Cornelius Anleitung seine Studien in der Malerei fortgesetzt und war von diesem trefflichen Meister wegen seines regamen und begabten künstlerischen Strebens stets geschätzt und ausgezeichnet worden. — Zu gleicher Zeit trifft die Nachricht vom Ableben des Künstlers Christian Wilhelm Haysl ein, der am 14. Januar, nach kaum zurückgekehrten 34 Lebensjahre seiner Familie und der Kunstwelt leider zu früh entrissen wurde. Haysl gehörte in der Gelsen- und Schmelzerei, zu welcher er namentlich in München unter Schwabacher seine Verbindungen machte, der grösseren und kleineren Kunstwerke geschaffen, die den geschickten Zeichner, den glücklichen Beobachter der Natur und den technisch gewandten Künstler verkörpert. Als Figurendarsteller, sowohl von Menschen als Thieren, steht er fast unübertroffen da, und in beiderlei Beziehung hat sein Hauptthema, ein so fast dritthalb Fuß hoher Bocal mit der Hermannsdenkmal und andern historischen Bildern noch architektonischen Verzierungen, bei der Londoner Jubel-Exposition (1851) bewundernde Anerkennung gefunden.

Der rühmlichst bekannte Maler, Valerio, der im letzten vorigen Jahres im Auftrag der kaiserlichen Regierung eine Reise nach Serbien und der Walachei unternahm, ist kürzlich nach Dresden zurückgekehrt und beschäftigt sich auch nach Berlin zu geben. Er bringt abermals einen reichen Schatz von Gemälden mit, die um je mehr Interesse erregen, als sie unter Anderem auch die verschiedenen Völker schildern, welche sich jetzt bei der türkisch-französischen Kriege befinden. Obgleich der Künstler viele Mühseligkeit und Ungemach zu ertragen hatte, oft der Anfechtung der rings um ihn herrschenden Krankheiten, Typhus, Cholera und dergleichen, wie andererseits unter den wilden Vorden der Verwüstung oder Ermordung angelegt war, so boten ihm doch die von seiner Regierung ihm ausgestellten Pässe und Empfehlungsschreiben, wobei er sich stets an die Hauptgarde der türkisch-französischen Armee zu wenden hatte, die reichsten Stoffe zu seinen Studien dar. Obgleich dies nicht in der Silbria auf, und so sehen wir denn z. B. die Bildnisse des Militärs und Soldatenwesens neuer Stadt, des Kadi, des griechischen Erzbischofs, zugleich mit ihren eigenen Namensunterschriften versehen und mit treffender Lebendigkeit und Farbe aufgezeichnet; dann Köpfe und Brustbilder verschiedener Nationen, die sich unter den Vahsi-Verzugs befanden, dann aber auch in ganzen Figuren vornehm Serbien und Walachen, Krieger aus der Herzoginowa, Frauen und Mädchen von Serbien, Armanen, Beduinen, Türken, einen Persisch und dergleichen mehr. Durchwegs Völker, die neben einer äusserst geringen Kenntnissbildung durch geistreiche Auffassung und lebendige Darstellung wahrhaft überaus und nicht allein die Erde der überaus malerischen, reichen Trachten, sondern auch ein reiches physiologisches Studium der Charaktere zeigen. Außerdem finden sich in dem Portefeuille des Künstlers noch eine Menge Skizzen und Compositionen aus dem Kariakien, charakteristisch und frappant gezeichnet, welche einen reichen Beitrag zu einem umfassenden ethnographischen Werke dieser noch wenig gekannten Völkerstämme liefern würden. Die Ausdauer und der Fleiß, mit welchen der Künstler mitten in den Strapazen des Krieges und den Einsäusen verschiedener Klimate und der Jahreszeit das Mögliche geleistet hat, sind in der That zu bewundern.

Miscellen.

Strumpf, Schuh- und Siefelsteuer. Theils um die leere Staatscasse zu füllen, theils um den Luxus nicht zu sehr überhand nehmen zu lassen, theils auch aus andern Gründen sind von hiesigen Mannern schon die sonderbaren Steuern ausgesprochen und den Unterthanen auferlegt worden. Wir kennen Perücken- und Wadersteuern, man

hat Licht und Fenster und andere Dinge steuerbar gemacht. Eine der wunderlichsten und zugleich drückendsten Steuern kam unter der Regierung Friedrichs I., Königs von Preußen, auf. Dieser Herrscher erließ eine sehr umfangreiche Verordnung, welche befahl, daß auf jedes Paar Schuhe, Siefel, Pantoffeln und Strümpfe, bezugnehmend auf jeden Fuß, im Inlande aller preussischen Lande 1 unter Preussen Reichs zu legen sei. Ferner ward in dieser Verordnung befohlen, daß alle Deutschen, welche, auf ihren Kleidern, Hüften, Weiten, Mänteln, Schuhen und Pantoffeln Gold oder Silber tragen wollen, es sei welches gewirkt, geformt, gezogen oder gestickt, alljährlich 3 Personen einen Reichsthaler zahlen sollen.

[Zurück zu Vosses Briefe.] Der Name dieses Franzosen, von welchem es oben eine Lebensbeschreibung und aus der Geschichte der berühmten Entdecker einen Platz neben dem des Engländers Sir John Franklin. Am 4. Juli 1833 ging Vossesville von Tindhroff in der von ihm befehligten Kriegsbrieger La Villotte unter Segel, um eine wissenschaftliche Expedition in die Polarmere zu unternehmen, namentlich um Untersuchungen über den Erdmagnetismus, so wie auch um in Island, im Auftrage der Gesellschaft der Alterthumsforscher der Normandie, Nachforschungen nach einem isländischen oder lateinischen Manuscript über das Leben Nello's anzuustellen. Zwischen dem 20. und 25. August 1833 war die Villotte zum letzten Male in dem östlichen Island gesehen worden, und seitdem ist jede Spur von dem Schiffe sowohl als von der Mannschaft verloren gegangen. Außer Herrn v. Vossesville brachten sich auf demselben noch mehrere Männer der Wissenschaft, namentlich die Herren Nauck Kephelitz, d'Alman und August de Kallière. Vossesville war auf seinen flüchtigen Reisen der wissenschaftlichen Aemtern der Minérale Experte, Dumont d'Urville und Duperet-Bezonar gewesen. Dem naturgeschichtlichen Museum in Paris und dem ceramischen Museum in Sèvres hatte er von seinen Reisen die werthvollsten Beiträge mitgebracht; eben so hat er zahlreiche Artikel für das Journal des voyages und die Annales maritimes geliefert. Das Marine-Ministerium liebt es zwar damals nicht und mißbilligte es ausdrücklich, wenn als seine Officiere mit anderen als rein nautischen Tingen befaßt wären. Vossesville liess sich jedoch dadurch nicht zurückhalten, und fernherhin mit Guvier, Riago und der Academie der Wissenschaften Verbindung zu bleiben. Als er seine letzte Reise antat, hatte er erst ein Alter von achtundzwanzig Jahren erreicht.

8. Die Zahl der Jrenen des Seine-Departements in Frankreich ist im 1. Januar 1801 — 31. December 1829 von 916 auf 3182 gestiegen. Da man noch bemerkt muß, daß bei den 916 Jranken fast zwei Fünftel andern Departements angehört, so betrug die Zahl der jetzt zuzählenden Jrenen im Jahr 1801 eigentlich nur 550, also ist die Zahl jetzt mehr als verdreifacht, was mit der Bevölkerung im Allgemeinen nicht der Fall ist. Das Jrenenjahr von 1838 ist ein Hauptjahr der vermehrten Zahl, weil da auch die Wästen und Abjoren zu den Jrenen gerechnet wurden; so erzählt ein offizielles Bericht der Verwaltungsdirection des öffentlichen Wohlthuns die Wästen und Abjoren, welcher zugleich folgende Ereignisse hat sich hinsichtlich der Jrenen ereignet: Die Resolution von 1830 und 1845 stellt sich nicht außerordentlich in der Zunahme heraus.

[Die Welt im Wasserstrom.] Ein Wasserstrom, ein wie unendlich feiner Mikrokosmos im großen Weltganzen, und doch so viel Leben und Bewegung in sich bergend und immer aufs neue schaffend und erregend. Wenn wir in der tiefsten Gewässer hören, welche vom Meeressboden hinaufwachsen durch die Rüst zum Sonnenlicht, von den Untergründen, welche den Ocean durchziehen, von den Kräusen und Erschlagungen faheln hören, so ersäht uns Gerauschen und starrs Staunen; aber wenn wir einen Regenstrom oder einen Aufguss über Wasser unter das Mikroskop nehmen und sofort thierisches und Pflanzenleben darin wahrnehmen, ja eine ausgebreitete Welt dem Blick sich darbietet, so werden wir vielleicht nicht erschrecken, aber jedenfalls diese Wunder noch mehr annehmen als jene. Betrachtet man nämlich einen Wasserstrom, aus dem ersten besten, Licht und der Wärme ausgehoben haben geschäft, unter dem Mikroskop, so zeigen sich zunächst Gezeiten, grüne Zweige und Stämmchen mit Blättern ohne Blätter in der mannigfaltigen Färbung. Einige derselben bewegen sich fcheinbar um sich selbst, ja es scheint, sie bewegen einzelne Glieder und Füßchen, und daher ist es gekommen, daß man sie für Thiere gehalten und für das vermittelnde Geschöpf zwischen Thier- und Pflanzenwelt erklärt hat; es sind aber wirkliche Pflanzen. Dann aber sehen wir im Tropfen ein reiches animalisches Leben enthalten. Thiere von den verschiedensten Formen, Größen und Bildungen, meist wenig entwickelt, sich selbst widerstehend und oft in bitterem Kampfe mit einander. Das von Beobachtern so oft bewunderte Meerestierchen kommt von solchen kleinen physisch-ethischen Thieren verschiedener Größe her, namentlich den sogenannten Nachtkäutchen, welche zur Familie der Regenwürmer der Sonnen-thiere gehören. Der Wasserstrom fließt also eine Welt, aber wie er selbst, so ist auch diese Welt vergänglich. Ist der Tropfen verbunden, so hört das Leben auf, weil das Lebenselement fehlt, und nur wenigen Gattungen der kleinen Thiere ist es gegeben, auch im Trodnen nicht Fortleben, aber fortzubewahren, bis das heimische Element sie wieder ertutet. Aber auch die Welt des Wasserstroms ist nicht abgesehen von dem großen Weltganzen. Diese kleinen Thiere im Tropfen erzeugen Kräfte und Gebilden, nähren andere, welche von wieder anderen gleich verdrängen werden, bilden endlich weitere Schichten des Lebens, auf welchem wir wandeln und auf dem unsere Weltbühne leben, und so zeigt sich somit auch hier, wie überall, gegenwärtiges Leben und Zukunfts-entstehen des Mikro- und Makrokosmos, die Einheit des Weltganzen.